
Konzeptionelle, methodische und theoretische Grundlagen ausgewählter aufsuchender Ansätze der Arbeit mit Jugendlichen

2

Im Folgenden werden vier Konzepte aufsuchender Arbeitsansätze dargestellt, die Street Gang Work, mobile Jugendarbeit, aufsuchende Jugendarbeit und Detached Youth Work. Dabei geht es um die Diskussion zentraler Grundlagen konzeptioneller, methodischer und theoretischer Art, die die Basis für die weitere Analyse legt. Die Auswahl der genannten Ansätze orientiert sich an ihrer Relevanz für die (gegenwärtige) deutschsprachige Debatte und an ihrem Anspruch, einen eigenständigen Arbeitsansatz für die Arbeit mit Jugendlichen darzustellen. Aus diesem Grund wird beispielsweise die schweizerische Gassenarbeit (vgl. 3.3) an dieser Stelle nicht als eigenständiger Arbeitsansatz mit eigenständiger Konzeptentwicklung dargestellt, da sich die Gassenarbeit im Kern verschiedener methodischer, konzeptioneller und theoretischer Elemente der nachfolgend diskutierten Arbeitsansätze bedient. Außerdem gehören (junge) Erwachsene zur zentralen Zielgruppe der Gassenarbeit, nicht Jugendliche. Neben der Gassenarbeit finden sich eine Reihe weiterer Begriffe, die ihrerseits ebenfalls nicht auf eine dahinterstehende eigenständige, konzeptionelle, methodische oder theoretische ‚Entwicklungsarbeit‘ verweisen. So sprechen beispielsweise Crimmens et al. (2004) von „street-based youth work“, bezeichnen damit aber kein eigenständiges Konzept sondern nutzen den Begriff als eine Kategorie, unter der sie verschiedenste Praxisformen von aufsuchenden Ansätzen der Arbeit mit Jugendlichen subsummieren. Die Form der Darstellung der Ansätze orientiert sich am Ziel, stetig wiederkehrende Themen, Motive, Dilemmata etc. zu identifizieren, die sich, wie zu zeigen sein wird, in gleicher oder ähnlicher Art und Weise auch in der aktuellen Debatte über aufsuchende Arbeitsansätze finden. Darüber begründet sich eine gewisse Selektivität der folgenden Ausführungen. Es geht nicht um eine allumfassende Darstellung der verschiedenen Ansätze, gleichwohl, vermittelt über das formulierte Ziel, eine recht umfängliche Würdigung notwendig ist.

2.1 Street Gang Work

Eine wesentliche Einflussgrösse für die Entwicklung des im deutschsprachigen Raum wohl bekanntesten Ansatzes zur aufsuchenden Arbeit mit jungen Menschen, der mobilen Jugendarbeit, stellt die Publikation „Street Gang Work. Theory and Practice“ aus dem Jahre 1966 von Spergel dar. Wie der Titel bereits verrät, entwirft Spergel hier ein Konzept für den (sozialpädagogisch orientierten) Umgang mit devianten Jugendgangs.

Street Work umfasst für Spergel (1966) nicht allein eine aufsuchende Tätigkeit, also das Verbringen eines Angebots dorthin, wo sich die Jugendlichen tatsächlich aufhalten (Strassenecke, Park etc.), sondern einen Methoden-Mix aus Gruppenarbeit, Einzelfallhilfe und Gemeinwesenarbeit (vgl. Spergel 1966, S. 44)¹. Damit wendet er sich von Tendenzen hin zu einem individualisierenden und therapeutisierenden Zugang zu sozialen Problemen ab und weitet die Perspektive auf, für sozialpädagogische Interventionen relevante, Strukturen und Prozesse in den betreffenden Gruppen und Gemeinwesen. Im Gegensatz zu vorherigen Programmen zur Lösung des Gang-Problems sollen die Street Worker die Delinquenzproblematik der Jugendlichen nicht über kulturelle und soziale Defizite der Individuen und Gruppen erschliessen, sondern vor allem über die Strukturen und sozialräumlichen Kontextbedingungen der jeweiligen Gemeinwesen, die er damit als Ko-Produzenten der Gang-Problematik in die Pflicht nimmt. Die Arbeit an diesen Strukturen sollten seiner Ansicht nach möglichst früh (also präventiv) ansetzen, faktisch ist es aber so, dass Street Work Projekte mehrheitlich erst anlassbezogen, mithin in mehr oder weniger akuten Problemlagen initiiert werden (vgl. ebd., S. 25 f.).

Als mögliche, je nach Projekt unterschiedlich gewichtete, Ziele von Street Work beschreibt Spergel (1966, S. 23) „[...] control of delinquent behaviour, rehabilitation or treatment of group members, the provision of limited access to opportunities, value change, and the prevention of delinquent activity“. Zu diesem Zweck gilt es für die Street WorkerInnen zunächst, sich mit den gemeinwesenspezifischen Strukturbedingungen vor Ort vertraut zu machen. Spezifische Ziele können erst vor diesem Hintergrund gefasst werden. Mit Hilfe der Gemeinwesenarbeit sollen dann neue soziale, materielle und kulturelle Ressourcen für die Jugendlichen erschlossen werden. Beispielsweise nennt Spergel (vgl. ebd., S. 34 f.) hier die Optimierung der Vernetzung und Kooperation verschiedener sozialer Dienste, die kritische Prüfung bestehender lokaler Massnahmen gegen das Gang-Problem, die Forcierung

¹Historische Vorläufer dieses Ansatzes erkennt Spergel (vgl. 1966, S. xiv) u. a. in den sogenannten „Boys' Meetings“, einer häufig missionarisch orientierten Street Work mit nicht sesshaften, sozial auffälligen jungen Männern sowie in den Settlements.

der Ausweitung schulischer Angebote und Bildungsressourcen sowie vor allem die Vermittlung zwischen den (devianten) Jugendgruppen und den erwachsenen Mitgliedern des Gemeinwesens, um stereotyp und dysfunktional verfestigte gegenseitige Erwartungshaltungen aufzubrechen. Die Ziele und Methoden des Projekts sollen deshalb klar und transparent im gesamten Gemeinwesen kommuniziert werden. Neben der Notwendigkeit einer gemeinwesenarbeitsorientierten Einbettung von Street Work betont er zudem stets die herausragende Rolle der Gruppenarbeit. Die Gruppe ist für ihn das wesentliche Medium für den individuellen Wandel (vgl. ebd., S. 120). Es soll also unbedingt mit den und nicht gegen die bestehenden Gruppenstrukturen gearbeitet werden.² Auflösungs- oder Spaltungsprozesse sollen nicht forciert werden. Nur wenn sich solche Tendenzen aus der Gruppe selbst heraus ergeben und es zu einer Aufspaltung zwischen Delinquenten und Nicht-Delinquenten kommt, kann eine Unterstützung dieses Prozesses durch Street Work sinnvoll sein (vgl. ebd., S. 96). Im Rahmen der Gruppenarbeit gilt es für die Street WorkerInnen, die in der Mehrzahl der Fälle zu konstatierende Isolation der Gruppen zu adressieren. Sie sollen u. a. demokratischere Meinungsbildungsprozesse innerhalb der Gruppen fördern, die GruppenführerInnen für die Anliegen und Interessen der anderen Mitglieder sensibilisieren, action- und erlebnisorientierte Angebote machen und insgesamt nach funktionalen Äquivalenten für deviante Verhaltensmuster der Jugendlichen suchen (vgl. ebd., S. 37 ff.). Die Arbeit mit Einzelnen fasst er vor allem als Beratungs- und Beziehungsarbeit. Es geht dabei u. a. um den Aufbau belastbarer, vertrauensvoller Beziehungen, um konkrete Unterstützungsangebote, Zuneigung, Anerkennung und Aufmerksamkeit (ebd., vgl. S. 122 & S. 40 f.). Einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Street WorkerIn und den Jugendlichen misst er grösste Bedeutung zu, denn „[...] the relationship *per se* becomes a powerful dynamic for change in group goals, norms, and values“ (ebd., S. 84; Hervorhebung im Original). Die Street WorkerInnen sollen sich als Vorbilder etablieren, „[...] as an acceptable moral agent and authority figure“ (ebd., S. 132), um auf diese Weise die Identifikation der Jugendlichen mit den Zielen der Street WorkerInnen und damit mit normkonformen Verhalten zu erhöhen, denn „[...] the youngster needs to learn reasonable conformity to certain middle class and nondelinquent expectations“ (ebd., S. 129). Für Spergel ist eine unterstützend-akzeptierende Haltung gegenüber den Jugendlichen und ihren Gruppen Ausgangspunkt der Interventionen, sie darf allerdings kein Selbstzweck sein. „Support is essential but not always sufficient by

²Solche Vorstellungen sind im Kontext neuerer US-amerikanischer Polizeistrategien in der Bekämpfung von Gangs oftmals obsolet geworden. Tita und Papachristos (vgl. 2010, S. 29 f.) weisen darauf hin, dass inzwischen fast jede größere Polizeieinheit in den USA eine spezielle Gang-Einheit hat, die es vor allem auf die Sprengung von Gruppen anlegt.

itself. *The worker not only accepts the youngster as he is, he must stimulate specific kinds of changes*“ (ebd., S. 129; Hervorhebung im Original).

Ein wesentliches Moment innerhalb dieser angestrebten Wandlungsprozesse ist für ihn die Kontroll-Funktion von Street Work, daran lässt er zu keinem Zeitpunkt Zweifel aufkommen. Hintergrund ist die postulierte Unfähigkeit der Jugendlichen zur Selbstkontrolle (vgl. ebd., S. 133). Wenn nötig sollen Street WorkerInnen bei Verhaftungen unterstützen oder sie selbst einleiten, über die Einhaltung von Gerichtsterminen wachen, die Einschaltung der Polizei warnend in Aussicht stellen und direkte Verhaltenskontrollen mit oder ohne Unterstützung der Polizei ausüben (vgl. ebd., S. 43, S. 86, S. 133). Als wichtigster und häufigster Kooperationspartner bei der Ausübung von Kontrolle wird die Polizei benannt. Spergel beschreibt das Verhältnis zwischen Street Work und Polizei als häufig angespannt und von vielen Unsicherheiten und gegenseitiger Ignoranz bezüglich der unterschiedlichen Arbeitsansätze und -profile geprägt. Einen wesentlichen Grund dafür macht er auf Seiten der Street Work aus. „The concept of privileged communications in the doctor- or lawyer-client relationship, has been inappropriately applied to the open community situation. For many workers, privileged communication means that information which the client communicates to the street worker is sacrosanct“ (ebd., S. 170). Er hält entsprechende Vorstellungen von Parteilichkeit mithin als fehlgeleitet und kontraproduktiv. Im Gegenteil bräuchte es im Interesse der Sicherheit aller beteiligten Personen des Gemeinwesens sowie der erfolgreichen Unterstützung der Jugendlichen und ihrer Wandlungsprozesse „[...] maximum cooperation and exchange of pertinent information with the police and other authorities [...]“ (ebd., S. 170). Der Vertraulichkeit von Informationen sowie Vorstellungen von Parteilichkeit werden also enge Grenzen gesetzt.

Wesentliche theoretische Referenzpunkte findet das Konzept Street Gang Work vor allem in der Theorie der differentiellen Gelegenheiten von Cloward und Ohlin (1960), der These von der Unterschichtkultur von Miller (1968) sowie in der Auseinandersetzung mit anderen, Ansätze bzw. Elemente von Street Work beinhaltenden, Programmen zur Reduktion von jugendlicher Bandendelinquenz, vor allem mit dem Chicago Area Project (CAP), welches seit 1939, heute mit gänzlich veränderter Struktur (vgl. dazu Curry 2010, S. 111), besteht. Das CAP kann als das erste Projekt bezeichnet werden, dass systematisch die Ebene des Gemeinwesens sowie Elemente von Street Work zur Adressierung des Problems berücksichtigt. Street Work soll hier aber nicht von Fachkräften der Sozialen Arbeit geleistet werden, sondern vielmehr von den AnwohnerInnen selbst, zumeist von jungen Männern die z. T. selbst ehemalige Bandenmitglieder sind (vgl. Tita/Papachristos 2010, S. 26). Diese, so die Annahme, würden vor dem Hintergrund einer ähnlichen Klassenslage und einem ähnlichen Erfahrungshorizont einen schnelleren und leichteren

Zugang zu den Banden finden; gelingt dies, sollen sie den Jugendlichen Beratungs-, Freizeit- und Unterstützungsangebote machen (vgl. Chaskin 2010, S. 11 f.; vgl. Spergel 1966, S. XV). Das aktive Aufsuchen der Jugendlichen durch Mitglieder des Gemeinwesens selbst ist aber nur eine Seite des Programms. Denn erstmals soll im CAP der Fokus eben nicht nur isoliert auf die Verhaltensmodifikation gerichtet werden, auch Veränderungen auf der Ebene des Gemeinwesens durch die Mobilisierung desselben werden angestrebt. Damit wird das deviante Handeln der Gangs in einen engen Zusammenhang mit den (deprivierten) lokalen Bedingungen im Gemeinwesen gestellt. Begründet wird dieser Zusammenhang über die Theorie der sozialen Desorganisation von Shaw und McKay (1942). Ausgangspunkt bildet dabei die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen hohen Delinquenzraten in einem Stadtgebiet und der mangelnden sozialen Kontrolle durch die AnwohnerInnen. Die Lösung des Problems sehen sie in der Erhöhung der (informellen) sozialen Kontrolle durch die Anwohnerschaft, die sich dafür, durchaus mit Hilfe von Fachkräften der Sozialen Arbeit, grundsätzlich aber weitgehend selbstorganisiert, organisieren, mobilisieren und stärker vernetzen soll. „For Shaw and McKay, the principal lever for change lay in a process of community organization and self-help spearheaded by residents of local communities who, through their own planning activities and the cooperative arrangements they reached with local organizations (churches, schools, clubs), provided a broad set of activities focused on recreation, community improvement [. . .], employment, and mediation“ (Chaskin 2010, S. 10). Dieser Ansatz der sozialen Desorganisation wurde von Cloward und Ohlin (1960) weiterentwickelt – ihre Theorie der differentiellen Gelegenheiten wurde zur Grundlage vieler gemeinwesenorientierter Programme, vor allem in den 1960er-Jahren. Stärker als bei Shaw und McKay werden von Cloward und Ohlin die lokalen Chancenstrukturen für (delinquente) Jugendliche betont. Curry (2010, S. 112) bringt die Kernaussage der Theorie treffend auf den Punkt: „[P]rovide legitimate opportunities to inner-city youth that offer greater promise than available illegitimate opportunities“. Explizit auf dieser Grundlage basiert das in New York von 1961–1967 bestehende Projekt Mobilization for Youth, welches entsprechend stark auf die lokale Beschäftigungsförderung und den Ausbau von Bildungsressourcen abhebt. Die These der Unterschichtkultur (Miller 1968) ist für Spergel insofern relevant, als er die AdressatInnen der Street Gang Work innerhalb der Unterschicht verortet. „The street worker conducts his practice largely within a framework of a lower class street culture [. . .]“ (Spergel 1966, S. xiii). Relativierend stellt er allerdings im Anschluss fest: „It must be recognized, however, that this subculture is never completely dissociated from the norms and values of conventional society“ (ebd., S. xiv). Damit wendet er sich gegen eine der zentralen Annahmen von Miller (1968), nämlich jene, dass die Unterschicht sich durch eine distinkte, von der Mittelschicht klar abgrenzbare, eigene Kultur mit eigenen, abweichenden subkulturellen Normen auszeichne.

2.2 Mobile Jugendarbeit

Das Konzept der mobilen Jugendarbeit wurde von Walther Specht 1979 im deutschsprachigen Raum einem breiteren Publikum bekannt gemacht. Mit seiner Studie „Jugendkriminalität und mobile Jugendarbeit. Ein stadtteilbezogenes Konzept von Street Work“ legte er den theoretisch-konzeptionellen Grundstein, der auch heute noch die Mehrzahl der Debatten um die mobile Jugendarbeit im deutschsprachigen Raum trägt.

Im Herbst 1967 geriet der Stuttgarter Stadtteil Freiberg in die Schlagzeilen. Die Zunahme von Jugendkriminalität, Vandalismus und Gewalt sowie der öffentliche Alkoholkonsum von Jugendlichen wurden öffentlich als eklatant beklagt. Nach dem Scheitern verschiedener Versuche der Integration der Jugendlichen und ihrer Cliquen in verschiedene Angebote der Jugendhilfe entstand das erste Projekt der mobilen Jugendarbeit, initiiert von Walther Specht (vgl. Specht 2003, S. 8). Grundsätzlich betont er die Notwendigkeit einer möglichst frühzeitigen, präventiv orientierten Etablierung der mobilen Jugendarbeit, stellt aber fest, „[. . .] dass sie i. d. R. erst dann eingerichtet wird, wenn „Gefährdung“ oder „Bedrohung“ bereits besteht“ (Specht 1979, S. 166). Den Kern der mobilen Jugendarbeit kennzeichnet neben der aufsuchenden Arbeit (Street Work) ein Methoden-Mix aus Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit und Clubarbeit. Während die Clubarbeit, allerdings eher am Rande, auch schon von Spergel (vgl. 1966, S. 99) als Arbeitsform diskutiert wird, rückt diese bei Specht stärker ins Zentrum der Konzeptentwicklung. Im institutionellen Geflecht verortet er die mobile Jugendarbeit als einen die Offene Jugendarbeit ergänzenden Ansatz, der sich zuständig erklärt für jene Jugendliche und Jugendgruppen, die aufgrund ihres problematischen Verhaltens häufig von Angeboten der Offenen Jugendarbeit ausgeschlossen werden (vgl. Specht 1979, S. 2; vgl. Specht 1997, S. 3), beispielweise durch Hausverbote. Der Kommunikationsstruktur der institutionellen Angebote setzt er eine Geh-Struktur entgegen, mit dem Ziel, möglichst niedrigschwellige Hilfs- und Beratungsangebote dort anbieten zu können, wo sich die Jugendlichen aufhalten.

Ein wesentlicher konzeptioneller Ausgangspunkt der Entwicklung der mobilen Jugendarbeit und die Herausstellung der Bedeutung eines Methoden-Mix ist die Kritik am Jugendhilfesystem; durch individualisierende Hilfekonzepte würden individualisierende Erklärungs- und Behandlungsmuster für das abweichende Verhalten von Jugendlichen befördert, während den sozioökonomischen Bedingungen des Aufwachsens der Jugendlichen sowie den konkreten Lebensbedingungen in den verschiedenen Quartieren nicht genug Aufmerksamkeit bei der Erklärung und der sozialpädagogischen Adressierung des Problems zuteil würde. Der Vorwurf lautet

also, dass die Jugendhilfe lebensweltfremd agiert und zur Pathologisierung ihrer AdressatInnen beiträgt (vgl. Specht 1979, S. 4 f.; vgl. Specht 2003, S. 11)³. Im Gegensatz dazu fordert er soziale und ökonomische Verbesserungen der Lebensbedingungen der Jugendlichen vor Ort, auf der Ebene des Gemeinwesens. Erst vor diesem Hintergrund erscheint ihm die Problematisierung und fachliche Bearbeitung der problematischen Verhaltensweisen und Einstellungen der Jugendlichen sinnvoll. Die über die Strukturen des Gemeinwesens vermittelte sozialpädagogische Adressierung des abweichenden Verhaltens der Jugendlichen kann entsprechend als das zentrale Ziel der mobilen Jugendarbeit identifiziert werden. Dieses schlüsselt er in verschiedene Arbeitsziele auf (vgl. Specht 1979, S. 103 ff.). Die aufsuchende Tätigkeit, Street Work, dient ihm vor allem als Medium der Kontaktaufnahme und zum Aufbau von solidarischen und vertrauensvollen Beziehungen, die er als Grundvoraussetzung für die sozialpädagogische Arbeit beschreibt. Damit ist für ihn klar, dass mobile Jugendarbeit nur dann erfolgreich arbeiten kann, wenn sie von Seiten des Trägers „[...] von allen obrigkeitlichen Kontrollaufgaben befreit bleibt“ (ebd., S. 36). Vor diesem Hintergrund sollen individuelle und gruppenbezogene Beratungs- und Interventionshilfen angeboten werden, wobei die Beratung wann immer möglich im Gruppenkontext stattfinden soll. Es soll immer mit und nicht gegen Gruppenstrukturen und -dynamiken gearbeitet werden, da die Gruppe die oft einzige Quelle der Anerkennung für die Jugendlichen darstellt (vgl. ebd., S. 12) und diese Qualität der Gruppe als Ressource für Wertschätzung erhalten werden soll. Wesentlich geht es bei der Arbeit mit der Gruppe um die Suche nach funktionalen Äquivalenten, um die Frage: „Welche anderen „Taten“ mit mindestens den gleichen Befriedigungsqualitäten kann ich dem Jugendlichen innerhalb der Gruppe als Handlungsalternative zu delinquentem Verhalten anbieten?“ (ebd., S. 12). Wurden auf diesem Wege neue Lernfelder erschlossen, geht es im Anschluss um die Reduzierung stigmatisierender Kontakte zu öffentlichen Kontrollinstanzen und die aktive Entstigmatisierung betroffener Jugendlicher durch Clubarbeit und Öffentlichkeit herstellende Veranstaltungen. Die AnwohnerInnen sollen die Möglichkeit bekommen, die Jugendlichen bei öffentlichen Veranstaltungen in einem Kontext kennenzulernen, der die bisherigen Stigmatisierungen als Delinquente in Frage stellt. „Ein ehemals einflussreiches „Bandenmitglied“ tritt in einer Bürgerversammlung auf und schildert beeindruckend die ökologischen Mängellagen für Kinder und Jugendliche im Stadtteil“ (ebd., S. 105). Der Clubarbeit kommt hier konzeptionell ebenfalls eine zentrale Rolle zu, denn die Eigenschaft der Mobilität dient in letzter Konsequenz der Formierung von Clubs. D. h., aus lose struk-

³Damit greift Specht die zentralen Kritikpunkte der Methodendiskussion der 1970er-Jahre auf (vgl. dazu Galuske 2008b).

turierten Gruppen sollen formal organisierte Jugendclubs entstehen, der mobile Anteil der Arbeit verliert mit der Zeit an Bedeutung (vgl. ebd., S. 126 & S. 133; vgl. auch Miltner/Specht 1978a, S. 41). Das Mobile an der mobilen Jugendarbeit kann mithin als Mittel zum Zweck für eine einrichtungsspezifische Anbindung der Jugendlichen bezeichnet werden. In den Clubs soll nicht nur beraten und an der Ablösung delinquenter und Verbesserung sozialer Verhaltensweisen, an der Einübung solidarischen Verhaltens und an Kommunikationsformen gearbeitet werden, es sollen auch emanzipative Lernschritte vollzogen und ein politisches Bewusstsein der (Klassen-)Lage der Jugendlichen gefördert werden (vgl. Specht 1979, S. 133 ff.). Somit wird die emanzipativ orientierte Jugendbildung als politische Jugendbildung zu einem weiteren Bestandteil des Konzepts, konkrete Lernschritte werden im Anschluss an Damm (1975, S. 31) benannt (vgl. Specht 1979, S. 143 f.). Daran anknüpfend sollen in einem nächsten Schritt durch eine offensive Öffentlichkeitsarbeit das öffentliche Problembewusstsein sowie gemeinwesensspezifische Demokratisierungs- und Solidarisierungsprozesse mit den Jugendlichen forciert, und, unter Einbindung möglichst großer Teile der Anwohnerschaft, neue Wege der Problemlösung gefunden werden. So sollen häufig festzustellende Rückzugstendenzen der AnwohnerInnen durch Mobilisierung gebrochen werden (vgl. ebd., S. 106 & S. 35). Ergänzend können ältere Jugendliche aus dem Gemeinwesen, die selbst Erfahrungen mit abweichendem Verhalten und Kontrollinstanzen gemacht haben, z. B. ehemalige Mitglieder delinquent handelnder Gruppen, in die Arbeitsstrukturen der mobilen Jugendarbeit eingebunden werden. Dies soll unter der Anleitung der sozialpädagogischen Fachkräfte geschehen und der positiven Orientierung der jüngeren an den delinquenten Gruppenstrukturen entwichenen älteren Jugendlichen sowie der Förderung des Vertrauens zu den Mitarbeitenden dienen (vgl. ebd., S. 106 & S. 119). Das Verhältnis der Jugendlichen zu den Fachkräften beschreibt Specht als „[...] parteiliche 24-Stunden-Freundschaft der Sozialarbeiter zu den Jugendlichen [...]“ (ebd., S. 106), was voraussetzt, dass die Mitarbeitenden der mobilen Jugendarbeit im betreffenden Stadtteil wohnhaft sind. Die Jugendlichen sollen wissen, dass die Fachkräfte auch jenseits der Öffnungszeiten anderer Jugendhilfe-Einrichtungen, sprich jederzeit, für sie da sind.

Als häufige Kooperationspartner benennt Specht die Polizei und die Jugendgerichtshilfe. Vor allem für die Anfangsphase des Projekts beschreibt er verschiedene Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen Polizei und mobiler Jugendarbeit. So wurde von Seiten der Polizei versucht, die sozialpädagogischen Fachkräfte als Informanten zu gewinnen, was von diesen aber „kategorisch abgelehnt“ (ebd., S. 98) wurde, ein personenbezogener Informationsaustausch wurde also strikt ausgeschlossen. Die Situation entkrampfte sich erst vor dem Hintergrund, dass die Polizei einen Rückgang der stadtteilbezogenen Jugenddelinquenz

verzeichnete und sie dies auch den Erfolgen der mobilen Jugendarbeit zuschrieb (vgl. ebd., S. 98). Es wird deutlich, dass es im Konzept der mobilen Jugendarbeit wenig Kompromissbereitschaft bezüglich Fragen von Vertraulichkeit und Parteilichkeit gibt. Insgesamt wird für einen parteilichen Ansatz plädiert, der für die Solidarisierung mit den AdressatInnen steht und repressiven und ordnungspolitischen Elementen keinen Raum lässt. Mobile Jugendarbeit versteht sich in diesem Sinne „[...] als ein nicht-justiziell definierter anwaltlicher Ansatz [...]“ (Specht 2003, S. 12).

Das Konzept der mobilen Jugendarbeit hat, wenig überraschend, mit dem der Street Gang Work einige theoretische Referenzpunkte gemein. Wie bei Spergel spielt auch bei Specht die Auseinandersetzung mit der Theorie der differentiellen Gelegenheiten von Cloward und Ohlin (1960) und die These von der Unterschichtkultur von Miller (1968) eine wichtige Rolle. Weiter setzt sich Specht mit theoretischen Grundlagen und Annahmen einer Vielzahl gemeinwesenbasierter Projekte zur Reduktion von Jugenddelinquenz auseinander, u. a. auch mit dem CAP⁴. Die CAP-Tradition wird bei ihm besonders deutlich durch die Begrüßung einer möglichen Einbindung von im Stadtteil wohnhaften Laien in die mobile Jugendarbeit. Bevor nun weitere Ansätze kurz skizziert werden, gilt es noch die Rolle der These der Unterschichtkultur für die Konzeptentwicklung von Specht zu klären. Für Specht geht es weniger um die Frage und Reflexion der Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer distinkten Kultur bzw. subkulturellen Wertegemeinschaft; es ist ein anderes Element der These, welches er für die mobile Jugendarbeit fruchtbar machen möchte. Es geht ihm, im Zusammenhang mit der Suche nach funktionalen Äquivalenten für abweichendes Verhalten im Gruppenkontext, um die von Miller (1968, S. 342) identifizierten „Kristallisationspunkte der Unterschichtkultur“. Bei diesen handelt es sich um erwünschte Zustände, z. B. Erregung, Autonomie, Zugehörigkeit, Status etc., die die Jugendlichen im Gruppenkontext durch deviante Verhaltensweisen erreichen wollen (vgl. ebd., S. 342 ff.). Die Kenntnis um die über abweichendes Verhalten angestrebten Zustände wird von ihm als Voraussetzung für die Suche nach alternativen und funktionalen Verhaltensweisen für die Gruppe durch die Mitarbeitenden der mobilen Jugendarbeit gewertet.

⁴Thole (2000, S. 130) macht darauf aufmerksam, dass sich historisch „[...] schon im 19. Jahrhundert in der Aktivität der ‚Pilgernden Brüder‘ und der ehrenamtlichen Gassenarbeit von Pastoren und Fürsorgern sowie in der karitativ motivierten Milieuarbeit und der offenen Jugendfürsorge der Weimarer Republik“ auch andere als die Chicagoer Vorläufer der mobilen Jugendarbeit finden.

Spechts Fokus auf die Arbeit mit den, und nicht gegen die Gruppen(strukturen) ergibt sich aus einer kritischen Auseinandersetzung (vgl. Specht 1979, S. 66 ff.) mit den Evaluationsergebnissen von Klein (1971). Dieser hatte in den 1960er-Jahren einige Street Work Programme in Los Angeles beforscht und ist zu sehr negativen Einschätzungen bezüglich der Erfolge gekommen. Im Kern hat er bei einem Projekt festgestellt, dass Street Work kontraproduktive Effekte auf die Delinquenzorientierung der Gruppen haben kann, da durch die Arbeit mit den delinquenten Gruppen ihr Status als (anerkannte) soziale Gruppe bestärkt würde. Dies würde zu einer Verstärkung ihrer (devianten) Identität, zu verstärkter Gruppenkohäsion und folglich zu weiterem und verstärktem delinquenten Verhalten führen (vgl. Tita/Papachristos 2010, S. 28; vgl. Specht 1979, S. 67). Kurz: Street Work mit den entsprechenden Gruppen führt zu mehr Bandendelinquenz, erreicht also das Gegenteil vom angestrebten Ziel. Es gelte folglich nicht mit, sondern gegen die Gruppenkohäsion und -strukturen zu arbeiten, die Gruppen sollten gesprengt werden, die erzieherisch-beraterische Arbeit mit dem individuellen Mitglied im Zentrum stehen. Dieser Ansatz wurde dann später auch zur theoretischen Grundlage des Ladino Hills Project gemacht. Die Einschätzungen Kleins beruhen im Wesentlichen auf den Evaluationsergebnissen von einem einzigen Projekt, dem Group Guidance Projekt (1961–1965) in Los Angeles (vgl. dazu Curry 2010, S. 119 f.). Ein Verallgemeinerungsanspruch kann damit nicht gerechtfertigt werden. Specht führt an, in Stuttgart gänzlich andere Erfahrungen als die von Klein nahe gelegten gemacht zu haben, übt Kritik an der methodischen Umsetzung der Studie Kleins und kritisiert die repressiven Implikationen der Zerschlagung von Gruppen im Sinne Kleins als (sozial-)pädagogisch nicht vertretbar (vgl. Specht 1979, S. 68 f.; vgl. Miltner/Specht 1978b, S. 48 f.).

Des Weiteren macht Specht (vgl. 1979, S. 33) deutlich, dass die gemeinwesen-arbeiterische Komponente der mobilen Jugendarbeit konfliktorientiert auszugestalten ist. Die konfliktorientierte, auch aggressiv genannte, Gemeinwesenarbeit hat ihre Ursprünge in Chicago und wird vor allem mit dem Namen Saul Alinsky in Verbindung gebracht, von Specht aber in ihrer von Hans-Eckehard Bahr formulierten Variante (vgl. ebd., S. 33 f.) aufgegriffen. Das Hauptziel der konfliktorientierten Gemeinwesenarbeit ist die gesellschaftliche Umverteilung von Macht sowie die Auflösung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Arbeit auf der Ebene des Gemeinwesens ist dafür (nur) der Ausgangspunkt, in letzter Konsequenz sollen Strukturen sozialer Ungleichheit auf der Ebene der Gesamtgesellschaft bekämpft werden (vgl. Landhäuser 2009, S. 66 f.). Diese sehr offensive Zielbestimmung im Horizont der Gesellschaftsveränderung relativiert Specht (1979, S. 34 f.) allerdings sogleich wieder, denn „[...] an den abweichendes Verhalten entscheidend bedin-

genden Zuständen [...] kann auch dieser Ansatz [die mobile Jugendarbeit; S.H.] nur wenig oder gar nichts verändern“.⁵

2.3 Aufsuchende Jugendarbeit

Den Begriff der aufsuchenden Jugendarbeit hat Franz Josef Krafeld geprägt. Mit seiner Publikation „Grundlagen und Methoden aufsuchender Jugendarbeit. Eine Einführung“ (Krafeld 2004) legt er die aktuellste systematische Auseinandersetzung mit aufsuchenden Ansätzen der Jugendarbeit im deutschsprachigen Raum vor. Was die aufsuchende Jugendarbeit von ihrer Anlage her ist, bleibt bei ihm allerdings etwas unklar. Auf der einen Seite konzipiert er den Begriff als „[...] Sammelbegriff für all jene Ansätze von Jugendarbeit [...], die darauf setzen, zu den Jugendlichen hin zu gehen, also dorthin, wo sie sich in der Freizeit aufhalten [...]“ (Krafeld 2004, S. 7). An anderer Stelle heißt es in ähnlicher Weise: „Insofern ist der Begriff aufsuchende Jugendarbeit eine Art Oberbegriff. Er bezeichnet ein methodisches Grundprinzip, das sich in verschiedensten neueren Ansätzen von Jugendarbeit mehr oder weniger grundlegend findet [...]“ (Krafeld 1995, S. 39). Aufsuchende Jugendarbeit gilt ihm also einerseits als eine Art Sammelkategorie, unter die sich verschiedene, aufsuchende Charakteristika beinhaltende Ansätze subsumieren lassen. Aufsuchende Jugendarbeit fungiert in diesem Sinne als begriffliche Klammer. Auf der anderen Seite stellt er fest: „Der aufsuchende Ansatz geht mit seinem grundlegenden lebensweltbezogenen und aneignungsorientierten Anspruch also weit über das hinaus, was sich in der Sozialen Arbeit bislang schon längst unter den Begriffen Strassensozialarbeit bzw. Streetwork etabliert hat [...]“ (Krafeld 2004, S. 10). Weiter grenzt er die aufsuchende von der mobilen Jugendarbeit ab. „Inwieweit und wie sich dann aber tatsächlich Lebensweltorientierung

⁵Damit sind die begrenzten Möglichkeiten einer gemeinwesenvermittelten Adressierung von Jugenddelinquenz angesprochen. Eine intensivere Diskussion der Grenzen blieb lange Zeit aus, im Vordergrund stand stets die Betonung des innovativen Potentials der neuen Ansätze. Heute werden stadtteilkonzentrierte Programme kritischer diskutiert. „Such approaches are still prevalent today and do not develop the broad citywide, state, and, especially, national perspective necessary to address the various interconnected and complicated levels of the problem“ (Spergel 2010, S. 228). Entsprechend wird eine faktische Ausweitung der Ansätze als Element einer breiteren Agenda gefordert. „Community action thus needs to be seen as part of a larger agenda for change that potentially incorporates multilevel alliances and focuses on both local action and broader policy issues, such as national policy targeting education, employment, and income distribution“ (Chaskin 2010, S. 15).

entfaltet und Aneignungsprozesse gefördert werden, das liess und lässt dieser Ansatz [die mobile Jugendarbeit; S.H.] an sich noch sehr offen“ (ebd., S. 10). Der Begriff aufsuchende Jugendarbeit verliert mit diesen Ausführungen seinen Charakter eines Sammelbegriffs. Ganz offensichtlich soll sie sich theoretisch-konzeptionell von anderen Ansätzen unterscheiden, sie überschreiten. Faktisch betreibt Krafeld, davon soll vor dem Hintergrund dieser Überlegungen im Folgenden ausgegangen werden, mit dem Begriff der aufsuchenden Jugendarbeit eine eigenständige Konzeptentwicklung. Dies geschieht in Anlehnung an sowie in Abgrenzung und Weiterentwicklung von älteren und aktuellen aufsuchenden Ansätzen.

Die aufsuchende Jugendarbeit wendet sich prinzipiell an alle Jugendlichen, die sich im öffentlichen Raum bewegen. Hier soll sie fungieren als „[...] alltagskonkret werdende Lebensweltorientierung, die in den Lebenswelten den zentralen Ort subjektgeleiteter Entfaltung und produktiver Realitätsverarbeitung junger Menschen sieht [...]“ (ebd., S. 48). Ihr zentrales Ziel ist es, die Jugendlichen, vor allem vor dem Hintergrund gewandelter Bedingungen des Aufwachsens und einer weitgehenden Monofunktionalisierung von öffentlichen Räumen „[...] bei der (Wieder-)aneignung von Umwelt zu begleiten und zu unterstützen“ (Krafeld 2004, S. 16). Gleichberechtigt neben diesem Ziel steht der Anspruch, diejenigen Jugendlichen zu erreichen, die von institutionell-stationären Angeboten nicht (mehr) erreicht oder von diesen ausgeschlossen werden, um ihnen möglichst niedrigschwellige Angebote der Unterstützung und Begleitung machen zu können. In der Praxis ist es aber häufig so, dass die aufsuchende Jugendarbeit „[...] als mobiles Einsatzkommando für Befriedungseinsätze an sozialen Brennpunkten [...]“ (ebd., S. 148) verstanden und genutzt wird. Die jeweiligen Angebote der aufsuchenden Jugendarbeit sollen allerdings stets auf die grundlegenden Ziele der Jugendhilfe orientiert sein und nicht auf die Lösung von Problemen, die Jugendliche u. U. etwaigen Dritten machen (vgl. ebd., S. 48 f.). Die Arbeit für die Jugendlichen und nicht für deren Umfeld soll mithin im Vordergrund stehen. Dieses Ansinnen sieht Krafeld vor dem Hintergrund einer (immer noch) voranschreitenden Indienstnahme der Jugendhilfe für (kriminal-)präventive Zwecke gefährdet. Er warnt vor der Tendenz, „[...] die Jugendhilfe in einen verlängerten Arm von Ordnungs- und Sicherheitsarbeit umzufunktionieren, deren Nutzniesser dann vor allem das Erwachsenenenumfeld von jungen Menschen wäre“ (ebd., S. 23). Es geht entsprechend, auch das stellt er immer wieder heraus, nicht darum, die Jugendlichen zugunsten einer ‚strukturierteren‘ Freizeit von der Straße zu holen.

Methodisch soll die aufsuchende Jugendarbeit auf drei Handlungsebenen ansetzen, der Einzelfallhilfe, der Unterstützung von selbstorganisierten Prozessen (entspricht der Gruppenarbeit) sowie der parteilichen Einmischung in die sozial-räumlichen und lebensweltlichen Bedingungen des Aufwachsens der Jugendlichen

(entspricht der Gemeinwesenarbeit) (vgl. ebd., S. 49; vgl. Krafeld 1995, S. 43); als grundsätzliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit mit den Jugendlichen beschreibt er zudem eine professionelle Beziehungsarbeit und eine ernst nehmende, akzeptierende Kommunikation. Der Methoden-Mix kommt für ihn wie folgt zum Tragen (vgl. Krafeld 1995, S. 43 ff.): Der Einzelfallhilfe kommt dort eine tragende Rolle zu, wo Jugendliche durch problematisches Verhalten auffallen. Dort, wo cliquenorientierte Arbeit mit weitgehend unauffälligen Jugendlichen gemacht wird, spielt sie die geringste Rolle. Das zentrale Moment der Gruppenarbeit liegt in der Förderung der vorhandenen Kompetenzen, cliquenorientiert Selbstorganisations- und Aneignungsprozesse im Alltag zu entfalten. Die aktive, parteiliche Einmischung im gemeinwesenarbeitsprofilischen Profil der aufsuchenden Jugendarbeit bezieht sich auf verschiedene Ebenen. Die Fachkräfte sollen sich u. a. in den lokalen, die Jugendlichen betreffenden Planungs- und Entscheidungsprozessen parteilich engagieren, sollen die mit den Jugendlichen in Kontakt kommenden Erwachsenen für die Belange der jungen Menschen interessieren und mobilisieren, an einer vitalen Vernetzung mit relevanten PraxispartnerInnen arbeiten und situationsspezifisch in Konfliktfällen moderierend eingreifen, ohne dabei stellvertretend Konflikte zu lösen.

Das Arbeitsumfeld der aufsuchenden Jugendarbeit führt fast zwangsläufig zu häufigeren Kontakten mit der Polizei. Aufgrund der Tatsache, dass „[...] inzwischen kaum noch Kooperationen mit der Polizei *prinzipiell* abgelehnt werden [...]“ (Krafeld 2004, S. 195; Hervorhebung im Original), versucht Krafeld, die notwendigen Bedingungen solcher Kooperationen auszubuchstabieren. Dabei bezieht er sich auf die Tendenz innerhalb der Polizeiarbeit, selbst vermehrt auf aufsuchende und präventive Arbeitsanteile zu setzen. Jugendpolizeien, die sich gerade in der Schweiz z.Zt. wieder großer Beliebtheit erfreuen (vgl. 5.3.3), sind das wohl deutlichste Beispiel für diese Entwicklung. Da diese und ähnliche Ansätze das jugendarbeiterische und (sozial-)pädagogische Arbeitsprofil zunehmend konkurrenzieren und die Trennlinie zwischen Polizei- und Jugendarbeit, auch und gerade aus der Perspektive der betroffenen Jugendlichen, unscharf zu werden droht, plädiert er für eine offensivere und klarere Darstellung des genuin jugendarbeiterischen Profils nach außen und für stärkere konzeptionelle Abgrenzungsbemühungen betreffend der beiden Arbeitsprofile. Eine solche, systematische Gegenüberstellung der beiden Ansätze, vor allem auf den Ebenen der Zieldimensionen, der Handlungsfelder, der den Jugendlichen zugewiesenen Rollen etc., wird von ihm geleistet (vgl. Krafeld 2004, S. 198; vgl. auch Krafeld et al. 1998).

Wesentliche theoretische Bezugspunkte findet die aufsuchende Jugendarbeit in den Konzepten der Aneignung und der Lebensweltorientierung. Die alltags- bzw. lebensweltorientierte Soziale Arbeit hat in Deutschland als Theorieansatz

wesentlich Einfluss genommen auf Rahmenstrukturen von Institutionen der Sozialen Arbeit und sozialpädagogische Handlungsmuster. Besonders deutlich wird dies anhand der Problematisierung des Konzepts im Rahmen des Achten Jugendberichts (vgl. BMJFFG 1990). Hans Thiersch entwickelt die lebensweltorientierte Soziale Arbeit vor dem Hintergrund der institutionellen, methodischen und professionspolitischen Entwicklungen der Sozialen Arbeit in den 1960er- und vor allem den 1970er-Jahren, denen er äußerst kritisch gegenüber steht. Dies sind u. a. die auf klinisch-therapeutischen Konzepten beruhende Expansion Sozialer Arbeit, die zur Forcierung individualisierender Hilfsangebote (KlientInnen als Fälle) führt und damit der Individualisierung sozialer Probleme Vorschub leistet, die Politisierung Sozialer Arbeit zu Lasten der konkreten Bewältigungsprobleme der AdressatInnen sowie die zunehmende Verfachlichung, Spezialisierung und Versäulung des Jugendhilfesystems (vgl. Grunwald/Thiersch 2004, S. 13 ff.; vgl. Flüßenhäuser 2006, S. 129; vgl. Böhnisch 2004, S. 435). Dem entgegen setzen möchte Thiersch eine verstärkte Hinwendung zu den Lebenswelten der AdressatInnen mit dem Ziel, mit ihnen an einem „gelingenderen Alltag“ (Grunwald/Thiersch 2004, S. 23) zu arbeiten. Ein Fokus dieser Arbeit liegt dabei auf der Förderung bereits vorhandener Ressourcen und Kompetenzen der Subjekte zur Gestaltung des eigenen Lebens und damit auch auf der (Re-)Aktivierung von Selbsthilfepotentialen. Einer institutionell überformten Bevormundung der AdressatInnen soll mithin eine stärkere „[...] Anerkennung des biographischen Eigensinns der Subjekte“ (Galuske 2008, S. 207) entgegengesetzt werden. Respekt gegenüber den Lebensverhältnissen und den mit diesen verbundenen, alltäglichen Bewältigungsstrategien der AdressatInnen wird eingefordert. Nur vor diesem Hintergrund sollen gemeinsam Handlungsalternativen erschlossen werden. „Lebensweltorientierung bedeutet für mich also, dass sich die Institutionen der Sozialarbeit und ihre Professionellen nicht vorschnell an ihrer Lebensweltsicht orientieren, sondern erst einmal Bedingungen schaffen, dass Lebenswelt, bzw. eigenverfügter Alltag von den Klienten her aktiviert werden kann“ (Böhnisch 2004, S. 436). Die Unterstützung dieser Selbstaktivierung der Subjekte durch die Professionellen setzt nicht nur die Anerkennung der jeweiligen Orientierungs- und Deutungsmuster voraus. Um einen gelingenderen Alltag zu fördern, muss die Unterstützungsarbeit ihren Fluchtpunkt zudem stets in einer kritischen Adressierung desselben suchen. Grunwald und Thiersch (2004, S. 24) fordern in diesem Zusammenhang die „[...] Destruktion der Pseudokonkretheit des Alltags“, wobei die Destruktion „[...] der Kritik und Überwindung der Borniertheiten der Lebenswelt im Namen ihrer unterdrückten Optionen und freierer Möglichkeiten“ gilt. Diese Überwindung bzw. Überschreitung des Status-Quo steht somit in einem brisanten Spannungsverhältnis zwischen Anerkennung und Respekt des lebensweltlichen Eigensinns der Subjekte und der angestrebten Destruktion im

Namen eines anderen, gelingenderen Alltags. Eine Auflösung des Spannungsfeldes kann nur dialogisch zwischen den Professionellen und AdressatInnen im Modus der Aushandlung erfolgen. Die Aushandlungsprozesse sollen, so die Forderung, als Dialog auf Augenhöhe zwischen grundsätzlich gleichwertigen PartnerInnen verstanden werden (vgl. Flüssenhäuser 2006, S. 135).

Im Rahmen der Konzeptentwicklung der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit und ihrer Übersetzung in Handlungsstrukturen der Praxis wurden verschiedene Struktur- und Handlungsmaximen formuliert, die für die verschiedenen Handlungsfelder jeweils konkret ausbuchstabiert werden sollen. Die konzeptionelle Klammer dieser Maximen ist die Forderung nach politischer Einmischung, die vor dem Zielhorizont sozialer Gerechtigkeit erfolgen soll. Gerechtigkeit wird dabei als Zugangsgerechtigkeit gedacht, d. h., das „[...] Prinzip sozialer Gerechtigkeit lässt sich für die Sozialpädagogik und Sozialarbeit [...] als Gerechtigkeit des Zugangs fassen, also als Arbeit an der Schaffung gerechter Zugänge zu Ressourcen der Lebensgestaltung wie zur Erreichung gesellschaftlich anerkannter Ziele und Integrationswege“ (Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, S. 251). Die erste Maxime ist die der *Prävention* (vgl., auch für die folgenden Maximen, Grunwald/Thiersch 2004, S. 26). Sie zielt u. a. auf die Förderung und Etablierung unterstützender Infrastrukturen, die ein vorausschauendes Handeln ermöglichen, auf die Förderung der Kompetenzen zur Lebensbewältigung und zielt letztlich auf gerechtere Lebensverhältnisse. Mit der *Alltagsnähe* wird die (räumliche) Präsenz der Unterstützungsangebote in den Lebenswelten der AdressatInnen angesprochen und eingefordert. Die Angebote sollen entsprechend niedrigschwellig und umfassend konzipiert werden, was der fortschreitenden Spezialisierung von Hilfsangeboten Einhalt gebieten soll. *Dezentralisierung, Regionalisierung und Vernetzung* greifen diese Überlegungen auf und stehen für die Forderung nach einer möglichst optimalen Einpassung der Angebote in die (institutionalisierten) lokalen und regionalen Strukturen. Unter dem Begriff *Integration* werden die oben angestellten Überlegungen zum Respekt gegenüber den unterschiedlichen Lebenswelten in die Forderung nach Nichtausgrenzung bzw. nach Anerkennung der für alle gleichen Grundansprüche sowie des Rechts auf Verschiedenheit übersetzt. Mit der letzten Maxime, *Partizipation*, wird auf die Notwendigkeit der aktiven Beteiligung und Mitbestimmung der AdressatInnen bei der Planung und Gestaltung des Hilfeprozesses und die Schaffung entsprechender (struktureller) Voraussetzungen verwiesen.

Da die Debatte über Aneignung später ausführlicher vorgestellt und diskutiert wird, sollen an dieser Stelle einige knappe Hinweise zum Konzept genügen. Ulrich Deinet zeichnet im Wesentlichen dafür verantwortlich, dass das Konzept, welches vor allem auf die Arbeiten von Alexei Nikolajewitsch Leontjew zurückgeht, heute relativ breit innerhalb der Jugendarbeitsdebatte und darüber hinaus rezi-

piert wird. Von Deinet (1990) wird es erstmalig im Kontext der von Böhnisch und Münchmeier (1990) konzipierten Pädagogik des Jugendraums in den jugendpädagogischen Diskurs eingebracht. Über den Aneignungsbegriff wird versucht, sozialräumlich vermittelte Lernprozesse konzeptionell einzufangen. (Öffentlichen) Räumen wird dabei der Status relevanter Sozialisationsmedien zugewiesen, wobei davon ausgegangen wird, dass sich gesellschaftliche Verhältnisse den Jugendlichen immer auch räumlich vermitteln. Über Aneignungsprozesse werden über den Raum vermittelte (Bildungs-)Möglichkeiten erschlossen (vgl. Deinet 1990, S. 65). Entsprechend findet sich inzwischen auch eine recht breite Diskussion des Konzepts in den Bildungsdebatten der Jugendarbeit bzw. der Sozialen Arbeit (vgl. z. B. Deinet/Reutlinger 2004).

2.4 Detached Youth Work

Unter dem Begriff Detached Youth Work sind in den letzten Jahren vor allem in Grossbritannien Ansätze konzeptioneller Debatten auszumachen, auch sind einige wenige Forschungsbemühungen erkennbar (Für Grossbritannien vgl. vor allem Crimmens et al. 2004; für die USA vgl. Thompson 1999). Während die bisher vorgestellten Ansätze bezüglich ihrer Rezeption im deutschsprachigen Raum mit einer Person und einer spezifischen Publikation in Verbindung gebracht werden können, ist das hier nicht der Fall. Es fehlt an einer systematischen Aufarbeitung der Grundlagen von Detached Youth Work in Vergangenheit und Gegenwart. Gleichwohl wird hier und da versucht, ein spezifisches, eigenständiges Profil herauszuarbeiten. Das soll, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund, dass eine hohe Affinität zu den gegenwärtigen deutschsprachigen Diskursen erkennbar ist und später einschlägige Forschungsergebnisse diskutiert werden, Anlass genug sein, wesentliche Elemente in aller Kürze darzustellen.

Während die sogenannte Outreach Work, ausgehend von einer Institution, z. B. einem Jugendhaus, auch aufsuchende Ansätze der Arbeit mit Jugendlichen in ihre Arbeitsprozesse integriert, findet Detached Youth Work ihren Ausgangspunkt nicht in einer spezifischen Einrichtung. Mit Outreach Work sollen Jugendliche, die bisher die Angebote der entsprechenden Institution nicht nutzen (wollen), für diese oder etwaige andere Projekte interessiert werden. Die Outreach WorkerInnen verfolgen mithin ein ganz konkretes Ziel, haben eine festgelegte Agenda (vgl. Whelan 2010, S. 49). Outreach fungiert in diesem Sinne also primär als eine Art Rekrutierungsstrategie und ist eine Zwischenlösung, die helfen soll ein ggf. nachlassendes Interesse an einrichtungsspezifischen Angeboten zu kompensieren.

Detached Youth Work dagegen ist nicht einrichtungsbasiert und, was die Ziele der Arbeit betrifft, nicht von vornherein festgelegt. Der Arbeitsprozess wird grundsätzlich als ‚open-ended‘ konzipiert, es soll mit der Nutzung von Geh-Strukturen nicht um das Abarbeiten einer bereits vor dem Kontakt mit den Jugendlichen feststehenden Agenda gehen. Vielmehr soll die Agenda dialogisch, im Modus der Aushandlung, mit den Jugendlichen gemeinsam erstellt werden, die Voraussetzungen dafür werden in einer parteiichen Haltung gegenüber den Jugendlichen und dem Aufbau von vertrauensvollen, akzeptierenden und unterstützenden Beziehungen gesehen (vgl. Tiffany 2007, S. 5; vgl. Kaufman 2001, S. 94). Dabei wendet sie sich vor allem an jene Jugendliche, „[...] who are unable or unwilling to access the support services they may want or need“ (Whelan 2010, S. 59). Es geht also, bei aller Offenheit, vor allem auch um die Erhöhung der Zugangschancen zu den für die Jugendlichen relevanten Ressourcen der Jugendhilfe und anderen Unterstützungsangeboten. Daneben findet sich auch ein Selbstverständnis als Bildungsakteurin: „Detached Youth Work however, is a method of delivering informal or social education“ (Kaufman 2001, S. 94).

Weitgehend übereinstimmend werden in der Literatur methodische Bausteine sowie Kernstrategien von Detached Youth Work beschrieben (vgl. Whelan 2010, S. 51 ff.; vgl. Kaufman 2001, S. 95 ff.; vgl. Macdonald 1980, S. 146 ff.). Zunächst geht es darum, vertiefte Kenntnisse über den betreffenden Stadtteil und des sozialräumlichen Kontextes zu erlangen. Wo halten sich Jugendliche wann auf? Welche Orte frequentieren sie häufig? Wo entstehen dabei Konflikte mit der Polizei, AnwohnerInnen etc.? Welche (Freizeit-)Angebote gibt es für die Jugendlichen? usw. Die Beantwortung dieser und weiterer Fragen, z. B. mit Hilfe von systematischen Stadtteilbegehungen, soll zu einem spezifischen sozialräumlichen Profil und zur Identifikation potentieller Bedürfnisse der Jugendlichen führen. Vor diesem Hintergrund soll die weitere Arbeit geplant werden, wobei konkrete Ziele und Angebote erst unter der Beteiligung der Jugendlichen selbst formuliert werden sollen. Ausgangspunkt sind dabei stets die Probleme, die Jugendliche haben, nicht die, die sie machen. D. h., „[...] targets centred on the diversion of ‚antisocial‘ young people at neighbourhood ‚hotspots‘“ (Whelan 2010, S. 53) sind nicht akzeptabel. Durch kontinuierlichen und regelmässigen Kontakt sowie professionelle Beziehungsarbeit sollen belastbare Beziehungen aufgebaut werden, auf deren Grundlage dann dialogisch ausgehandelte Interventionen erfolgen. Diese können sich auf verschiedenste Felder, beispielsweise auf die Schaffung von Freizeitangeboten oder die Vermittlung zwischen den (häufig konfligierenden) Interessen der AnwohnerInnen und denen der Jugendlichen beziehen (vgl. Kaufman 2001, S. 97). Das macht bereits deutlich, dass Detached Youth Work, neben der Einzelfallhilfe, vor allem verstanden als Beratungsarbeit, und der Arbeit mit den jugendlichen Gruppen in einem

gemeinwesenarbeiterischen Kontext verortet wird (vgl. Tiffany 2007, S. 6). Es wird, im Interesse der Jugendlichen, eine Einmischung in (lokal-)politische Entscheidungsprozesse gefordert. Dabei sollen die Jugendlichen, etwa bei Stadtteilkonferenzen, selbst zu Wort kommen können. Durch eine aktive Öffentlichkeitsarbeit sollen die AnwohnerInnen des Stadtteils für die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen mobilisiert und sensibilisiert werden.

Die Mehrzahl der Detached Youth Work-Projekte findet sich gegenwärtig eingebunden in sogenannte „crime-focused multi-agency teams“ (Whelan 2010, S. 58). Dabei handelt es sich um Kooperationsgefäße, in denen verschiedene VertreterInnen von Polizei, Jugendhilfe, Zivilgesellschaft etc. vor dem Hintergrund einer gemeinsamen, politisch forcierten Agenda der Kriminalitätsreduktion und Kriminalprävention aufeinander treffen. Dies wird, eingedenk der oben diskutierten Ziele der Detached Youth Work, vor allem in Hinsicht auf die kontrollpolitischen Implikationen der eigenen Arbeit äußerst kritisch diskutiert.

Wenn im Folgenden keine theoretischen Bezugspunkte der Detached Youth Work genannt werden liegt das daran, dass keiner der genannten AutorInnen solche Referenzpunkte benennt. Ein theoretischer Unterbau fehlt dem Konzept.

2.5 Zusammenschau

Dieser Überblick soll für unsere Zwecke genügen. Die zentralen Dimensionen der diskutierten Konzepte sollen nun in systematisierender Absicht anhand verschiedener Kategorien gebündelt und auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin befragt werden. Eine ausführlichere Diskussion einiger dieser zentralen Kategorien sowie ihre Kontextualisierung im Rahmen der gegenwärtigen Auseinandersetzungen finden sich in den Ausführungen zu den Positionen im Diskurs.

Die *grundlegende Begründungsfolie*, auf deren Hintergrund die Notwendigkeit methodisch umfassender, aufsuchender Arbeitsansätze gefordert wird, ist bei Spergel und Specht sehr ähnlich. Beide kritisieren die Ausblendung der sozialen, ökologischen und ökonomischen Kontextbedingungen auf der Ebene des Gemeinwesens bei der Erklärung und Adressierung sozialer Probleme, vor allem dem der Jugenddelinquenz. Beide Autoren wenden sich gegen entsprechende individualisierende Tendenzen, vor allem auf methodischer Ebene. Die Lebensweltfremdheit bisheriger Strategien der Bekämpfung von Jugenddelinquenz steht im Fokus. Bei Krafeld hingegen finden wir etwas gänzlich anderes. Die grundsätzliche Notwendigkeit aufsuchender Jugendarbeit erkennt er in den gewandelten Bedingungen des

Aufwachsens der jungen Menschen. Dabei betont er die Raumvermitteltheit dieser Bedingungen und sieht ein zentrales Problem in der Monofunktionalisierung von öffentlichen Räumen. Bei der Detached Youth Work bleibt die Frage nach der grundlegenden Begründung weitgehend offen.

Die *theoretische Begründung* der Konzepte von Spergel und Specht weisen ebenfalls große Ähnlichkeiten auf. Beide reflektieren die in verschiedenen US-amerikanischen Projekten gemachten Erfahrungen sowie den theoretischen Unterbau der Projekte. Dabei sind Devianztheorien ausschlaggebend, sie stehen bei beiden im Zentrum der theoretischen Begründung ihrer eigenen Konzepte. Allerdings geht Specht darüber hinaus, indem er eine emazipationsorientierte politische Jugendarbeit als wesentliches Element in die mobile Jugendarbeit integriert. Hingegen finden sich keinerlei devianztheoretische Begründungen für die aufsuchende Jugendarbeit und Detached Youth Work. Die Konzepte der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit und das der Aneignung sind die zentralen theoretischen Bezugspunkte für die aufsuchende Jugendarbeit. Auch wenn die Frage nach der theoretischen Unterfütterung der Detached Youth Work systematisch von den Autoren ausgeklammert wird, lässt sich, vor allem durch die starke Betonung der Perspektive der AdressatInnen, der Bedeutung ihrer Lebenswelten und von Aushandlungsprozessen, eine hohe Affinität zur Lebensweltorientierung konstatieren.

Was die *Zielgruppen und Ziele* betrifft finden sich grosse Unterschiede. Spergel hat Gangs im Blick, vor allem die sogenannten „conflict gangs“ (1966, S. 17 f.). Damit sind Gangs gemeint, die eine recht stabile Führungsstruktur haben, aktiv in Kämpfe mit rivalisierenden Gangs verstrickt, regressiv organisiert und damit weitgehend isoliert sind (vgl. ebd., S. 18). Specht dagegen macht deutlich, dass Gangs in diesem Sinne nicht zur Zielgruppe der mobilen Jugendarbeit gehören, da sie, abgesehen von Einzelfällen, in Deutschland gar nicht existieren. Seine Zielgruppe beschreibt er als delinquent handelnde „auffällige Standortgruppen“ (Specht 1989, S. 78). Das zentrale Ziel beider Ansätze ist die Devianzreduktion, die, vermittelt über Unterstützungs- und Beratungsangebote sowie die Verbesserung der Chancenstrukturen und Lebensbedingungen in den Gemeinwesen vor Ort, erreicht werden soll. Wiederum gänzlich anders verhält es sich mit der von Krafeld beschriebenen Zielgruppe. Dazu gehören zunächst einmal grundsätzlich alle jungen Menschen und ihre Cliques, die sich (schwerpunktmässig) im öffentlichen Raum aufhalten. Hinzu kommen öffentlich als problematisch wahrgenommene Jugendliche, die nicht oder nicht mehr von den einrichtungsbezogenen Angeboten erreicht werden. An diese richtet sich auch die Detached Youth Work. Das zentrale Ziel der aufsuchenden Jugendarbeit erkennt Krafeld in der Revitalisierung des öffentlichen Raums durch die Unterstützung von cliquenorientierten Selbstorganisations- und

Aneignungsprozessen. Detached Youth Work zeichnet sich durch eine völlige Offenheit betreffend der Ziele aus. Auf der Grundlage eines vom Stadtteil erstellten Profils sowie der Bedürfnisse der Jugendlichen sollen sie dialogisch zwischen den Fachkräften und den jungen Menschen ausgehandelt werden.

Bei den gewählten *Methoden* finden sich viele Gemeinsamkeiten, allerdings auch gewichtige Unterschiede. Alle betonen die Notwendigkeit eines Methoden-Mixes, i. d. R. aus Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit, wobei die Gruppen- und Gemeinwesenarbeit zumeist einen zentralen Stellenwert einnehmen. Specht ergänzt diesen Methoden-Mix um die Clubarbeit und zielt damit als einziger explizit auf die Anbindung der Jugendlichen an eine spezielle Einrichtung. Das Ziel ist, die jugendlichen Gruppen in Clubs zu verwandeln um mit ihnen, dann einrichtungsbezogen, strukturierter Arbeiten zu können. Das Aufsuchen der Jugendlichen (Street Work) dient primär dem grundsätzlichen In-Kontakt-Kommen mit den Jugendlichen und dem Aufbau vertrauensvoller, belastbarer Beziehungen. Ist dies geschafft, verliert das Aufsuchen an Eigenwert, weshalb es oben als Mittel zum Zweck beschrieben wurde. Bei Krafeld hingegen wird besonders deutlich, dass das Aufsuchen, vermittelt über den von ihm gesteckten und sozialräumlich vermittelten Ziel- und Problemhorizont, ein unhintergebares, nicht substituierbares Kernelement ist.

Prävention ist vor allem für Spergel und Specht ein zentrales Element, d. h. sie konzipieren ihre Ansätze im Namen einer Reduktion von Jugenddelinquenz grundsätzlich als präventive Angebote. Beide beklagen gleichsam, dass Projekte der Street Gang Work und der mobilen Jugendarbeit zumeist erst in akuten Konfliktsituationen, also anlassbezogen, zum Einsatz kommen. Krafeld hingegen setzt sich äußerst kritisch mit dem Präventionsanspruch selbst auseinander. Auch er beklagt die Anlassbezogenheit der aufsuchenden Jugendarbeit, versteht diese aber, im Gegensatz zu Spergel und Specht, nicht als ein Instrument zur Kriminalprävention. Insofern warnt er vor einer über den Präventionsdiskurs vermittelten Vereinnahmung für, aus der Sicht von Krafeld, fachfremde, sprich kriminalpräventive Zwecke. Eine sehr ähnliche Argumentation findet sich auch im Konzept der Detached Youth Work.

Das Spannungsverhältnis zwischen *Hilfe und Kontrolle* spielt bei allen Ansätzen eine entscheidende Rolle. Spergel erkennt in diesem Verhältnis grundsätzlich kein Dilemmata. Kontrolle steht bei ihm mindestens gleichberechtigt neben Hilfe.⁶

⁶Daran hat sich bis heute im sogenannten „Spergel-Modell“ (Comprehensive Community-Wide Gang Program) nichts verändert. In diesem Modell bleiben alle wesentlichen Charakteristika der Street Gang Work erhalten, ergänzt um intensivierte „[...] suppression and supervision strategies in close collaboration with police and the criminal justice system [...]“ (Chaskin 2010, S. 12).

Das gilt zum einen für die Arbeit der Fachkräfte selbst. Besonders deutlich aber wird dies zum anderen bei den Schilderungen zur Zusammenarbeit mit formalen Kontrollinstanzen. Er begrüßt eine möglichst intensive, anlassbezogene Kooperation mit der Polizei. Er spricht sich auch für einen Austausch personenbezogener Daten aus. Bei Specht tritt das Verhältnis von Hilfe und Kontrolle dann stärker als Problem in den Vordergrund. Er beschreibt die Beziehungen zu den formalen Kontrollinstanzen als schwierig und lehnt einen Austausch personenbezogener Daten mit der Polizei und anderen Instanzen ab. Die Arbeit der Fachkräfte will er befreit sehen von sämtlichen ordnungspolitischen Implikationen, Repression ist für ihn keine Option. Auch Krafeld diskutiert das Spannungsverhältnis auf diese Weise und fordert vor dem Hintergrund expandierender polizeilicher Präventionsarbeit zudem stärkere Abgrenzungsbemühungen zwischen den Arbeitsprofilen der aufsuchenden Jugendarbeit und der Polizei. Bei der Detached Youth Work stehen (faktisch häufig erzwungene) Kooperationen im Rahmen von Sicherheitspartnerschaften bei der Diskussion des Spannungsverhältnisses im Vordergrund. Es wird konstatiert, dass im Rahmen dieser Kooperationen die Kontrolle im Vordergrund steht, was die Grundsätze der Detached Youth Work zur Disposition stellt.

Im Kontext der *Beziehungs- und Vermittlungsarbeit* begegnen uns des Weiteren immer wieder Debatten über Vertrauen, Vertraulichkeit, Akzeptanz und Parteilichkeit. Ganz offensichtlich sind wir mit einem Arbeitsfeld konfrontiert, in dem diese hochgradig normativ durchsetzten Begrifflichkeiten eine größere Rolle spielen, als das in anderen Feldern der Fall ist. Jeder der dargestellten Ansätze versteht sich bis zu einem gewissen Grad als Vermittlungsarbeit. Deutlich wird dies i. d. R. durch die gemeinwesenarbeiterische Einbettung der Ansätze. Vermittelt werden soll zwischen den jugendlichen Gruppen und den (Chancen-)Strukturen des Gemeinwesens, den AnwohnerInnen, der Polizei, anderen Jugendgruppen etc. Besonders Krafeld stellt in diesem Zusammenhang heraus, dass es bei der Vermittlungsarbeit nicht um eine stellvertretende Konfliktlösung durch die Fachkräfte gehen soll. Die Moderation von Auseinandersetzungen steht im Fokus. Professionelle, akzeptanzbasierte Beziehungsarbeit mit dem Ziel des Aufbaus von Vertrauen wird in allen Ansätzen mehr oder weniger explizit als Notwendigkeit für eine erfolgreiche Arbeit mit den jungen Menschen beschrieben. Das gilt auch für Spergel. Offensichtlich sieht er keinen Widerspruch zwischen vertrauensvollen Beziehungen auf der einen und einem personenbezogenen Informationsaustausch mit der Polizei auf der anderen Seite. Die grundsätzliche Akzeptanz der Jugendlichen als Personen ist für ihn kein Selbstzweck, sondern die Voraussetzung, um Verhaltensänderungen zu stimulieren. Vorstellungen von Parteilichkeit mit den AdressatInnen von Seiten der Fachkräfte liegen seiner Meinung nach in einem fehlgeleiteten Verständnis der Beziehungen zwischen den Fachkräften und den Jugendlichen begründet. In

diesem Sinne ist Parteilichkeit ein Missverständnis für ihn. Im genauen Gegensatz dazu stehen die entsprechenden Diskussionen bei Specht und Krafeld. Vertraulichkeit und Parteilichkeit liegen im Zentrum der beiden Konzepte und werden damit als Voraussetzung für die mobile bzw. aufsuchende Jugendarbeit verhandelt. Dies ist auch bei der Detached Youth Work der Fall. Akzeptanz wird hier ebenfalls groß geschrieben, auch bei der Detached Youth Work dient sie keinem Selbstzweck und wird kritisch reflektiert. „The acceptance by the worker of young people involved in anti-social or criminal behaviour should not be taken to mean that the worker condones such activities; it is accepting the young person and not the act [...]“ (Macdonald 1980, S. 148). Grundsätzlich geht es mithin um die Trennung zwischen Personen und ihrem (delinquenten) Verhalten. Durch die Thematisierung der Beziehungen zwischen den Fachkräften und den Jugendlichen als Freundschaft sowie durch die Zuweisung der Rolle eines Anwalts an die Fachkräfte pointiert Specht die Forderung nach Parteilichkeit besonders deutlich.

Zwischen den Stühlen

Mobile und aufsuchende Jugendarbeit im
Spannungsfeld von Aneignung und Ordnungspolitik

Huber, S.

2014, VI, 209 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-03317-0